

DIE KÁDÁR-ZEIT IN DER KOLLEKTIVEN ERINNERUNG

von Gábor Gyáni (Budapest)

erschienen in: Gyáni, Gábor: Relatív történelem. Budapest: Typotex 2007, pp. 167-184. Übersetzung von Béla Rásky.

Die mit (*) versehenen Fußnoten wurden vom Übersetzer Béla Rásky als Erklärung eingefügt.

* newspeak – früher als »Neusprache« übersetzt, jetzt »Neusprech«.

1 Kovács, Éva: A terek és a szobrok emlékezete (1988-1990). Etűd a magyar rendszerváltó mítoszokról [Das Gedächtnis der Plätze und Denkmäler (1988-1990). Etűde über die Mythen der ungarischen Wende]. In: Regio 12/1 (2001), p. 80.

2 »Tudni sem akarják, mi a kádárizmus«. Beszélgetés Bence György filozófussal és Lengyel László politológussal [»Sie wollen gar nicht wissen, was der Kádárismus ist.« Gespräch mit dem Philosophen György Bence und dem Politikwissenschaftler László Lengyel]. In: Népszabadság v. 15.03.2005.

3 Eörsi, István: Hadd álmélkodjak egy kicsit [Lasst mich doch ein bisschen staunen]. In: Népszabadság v. 01.03. 2005.

Kann man die Kádár-Ära so einfach vergessen?

Die zweifellos rhetorische Frage, ob man die Kádár-Ära so einfach vergessen und ad acta legen könne, kann wohl kaum mit einem eindeutigen Nein beantwortet werden. Die friedliche Wende von 1989 hatte eher dem Ja den Weg geebnet – stellte sie doch nicht die Konfrontation in Aussicht, ja bereitete eine solche nicht einmal vor, sondern beschritt vielmehr den Weg des Kompromisses und einer gewissen personellen Kontinuität. Im Zeichen dieses Vergessens wurden so die Macht ausübenden Institutionen, die meisten politischen Akteure und alle an sie erinnernden Requisiten des *ancien régime*, die in irgendeiner Weise die Präsenz dieses Regimes noch hätten verkünden können, geächtet. Von einem Tag auf den anderen verschwand das gesamte Repertoire des kommunistischen »Neusprech« (George Orwell)* aus unserer Sprache, die Straßen erhielten ihre alten Namen zurück und die kommunistischen Denkmäler wurden aus dem öffentlichen Raum in einen Skulpturenpark am Rande der Stadt verbannt. Das schließlich auf diese Weise geschaffene »Sozialismuskonstrukt« könnte auch als eine gesellschaftliche Willensäußerung zum Vergessen interpretiert werden, das gleichzeitig durchaus die Voraussetzungen dafür förderte, neue politische Identitäten zu formulieren und durchzusetzen. Eine Forscherin bezeichnete diesen Prozess als »ritualisierten Akt zur Eliminierung der Vergangenheit«.¹

Viele vertreten aber auch die Ansicht, dass das Kádár-System sehr wohl in uns weiterlebt, auch wenn wir uns darüber nicht immer im Klaren sind. Das System habe so unbewusst weitergelebt, als die Gesellschaft die schweren existenziellen, mit dem Übergang zur Marktwirtschaft einhergehenden Erschütterungen ausgehalten hatte, indem sie ihre früher akkumulierten Reserven aufbrauchte: »Den massiven Rückgang des Lebensstandards ertrug die ungarische Gesellschaft friedlich – eben deshalb, weil es noch immer Vorräte gab, die man konsumieren konnte. [...] Den beträchtlichen Teil der in der Kádár-Zeit akkumulierten Reserven musste die Gesellschaft so in den 90er Jahren aufbrauchen«, behauptet der Finanzwissenschaftler László Lengyel. Nach einer anderen Ansicht fand die Kádár-Zeit ihre Fortsetzung darin, dass »sich ein Teil der damals entstandenen Verhaltensmuster auf die neue Generation überträgt.« Was sich wiederum daran ablesen ließe, dass die »Sozialisten [...] auch heute noch auf jeden und alles in einer spezifisch kádáristischen Art und Weise reagieren.« Dies finde auch in den Attitüden der Intellektuellen seinen Niederschlag, die noch immer von der »hausbackenen Ideologie der Intelligenz der Kádár-Zeit im Bann« gehalten werde.²

Dies steht durchaus im Einklang damit, was der vor kurzem verstorbene Schriftsteller István Eörsi dem bekannten ungarischen Historiker Ignác Romsics vorwarf, nachdem er sein synoptisches Buch gelesen hatte: »Die moralischen Reflexe, die spontane Mentalität der konsolidierten Kádár-Epoche sprangen einem sozusagen direkt ins Auge«, schrieb er, um dann so fortzusetzen: »Diese Mentalität ist vor allem von jenem Wunsch gekennzeichnet, jedem unangenehmen Konflikt tunlichst auszuweichen und von jener tiefen Überzeugung, dass die Wahrheit ausgesprochen werden kann, ohne die Öffentlichkeit dafür einschalten zu müssen.«³ Hier bietet sich auch an zu erwähnen, dass die Politiker der MSZP, der Ungarischen Sozialistischen Partei, neuerdings die funkelneue Begeisterung ihrer Opposition für den Etatismus und für die auf populistische Slogans eingeschworene Propaganda als Schwelgen in kádáristischer Nostalgie brandmarken – und dies trotz der Tatsache, dass natürlich auch auf der Rechten jemand unbeschadet Etatist sein kann: Denken wir nur an die breite Palette rechtsgerichteter Diktaturen des 20. Jahrhunderts. Aber im heutigen ungarischen politischen Kontext erweckt jede unmittelbare gesellschaftliche Präsenz des Staates in erster Linie Reminiszenzen an die Kádár-Zeit – und naturgemäß freut sich die gegenwärtige – mit der Vergangenheit als Staatspartei so belastete – Regierungspartei (die zudem das ständige Gekeife von den »Roten Socken« ertragen muss) diebisch, wenn sie ihrem rechten Widerpart endlich auch einmal an den Kopf werfen kann, dass sie dem Frevel der Kádár-Zeit verfallen sei. Wobei aber wiederum gerade letztere politische Kraft vielleicht eben deshalb mit der Kádár-Zeit als Propagandakniff kokettiert, weil sie – wohl nicht ganz grundlos – meint, damit ihren Masseneinfluss noch weiter erhöhen zu können.

4 Vásárhelyi, Mária: Csalódások kora. Rendszerváltás alulnézetben [Zeitalter der Enttäuschungen. Die Wende von unten]. Budapest: MTA 2005, p. 15.

* Zentralorgan der *Ungarischen Partei der Werktätigen* vor 1956.

5 »Ha a csontváz ott marad a szekérenyben« [Wenn die Leiche im Keller bleibt]. Gespräch mit der Soziologin Éva Kovács und dem Psychologen Ferenc Erős. In: Szoc.Reál (August 2003), p. 4 (Zit. Ferenc Erős).

6 Zit. Éva Kovács.

7 Bánki, Erika (Hg.): Értelmiség – közélet – hatalom 1955-1995 [Intellektuelle – Öffentlichkeit – Macht]. Budapest: TIT 1995 (Zit. aus dem Text von István Szerdahelyi).

8 Ibid., p. 80 (bei dem Zitierten handelt es sich um Péter Agárdi)

9 Kopátsy, Sándor, Kádár és kora [Kádár und seine Zeit]. Budapest: C.E.T. Belvárosi Kiadó 2001.

* Sándor Fekete war Chefredakteur der erwähnten Reformzeitschrift *Új Tükör*. Noch unmittelbar nach der Niederschlagung der Revolution 1956 hatte er unter einem Pseudonym eine markante linke Kritik am Kádár-Regime veröffentlicht, wofür er im Mai 1959 zu einer neunjährigen Haftstrafe verurteilt wurde. Cf. Hungaricus: Az 1956-os felkelés okairól és tanulságairól. Budapest: Kossuth 1989.

10 Mink, András: A történelmi Kádár [Der historische Kádár]. In: Budapesti Könyvszemle 1 (2002), p. 25.

Die Autorin einer vor nicht allzu langer Zeit erschienenen wissenschaftlichen Arbeit hält weiters fest: (1) Die Erinnerung an die Kádár-Ära kann zur Zeit als durchaus lebendig bezeichnet werden; und (2) »das positive Bild des Kádárismus ist um keinen Deut blasser geworden, im Gegenteil: Es scheint, als würden sich die Menschen jetzt noch viel eher an die »friedlichen Jahre der glücklichen Diktatur«, als einer durchaus heldenhaften Epoche erinnern als dies früher der Fall gewesen war.«⁴ Gleichzeitig bedeuten diese auf Grund wissenschaftlicher oder ähnlicher Resultate geführten Diagnosen – zumindest nach Ansicht einiger – noch lange nicht, dass die mit den Methoden der Meinungsforschung sondierten Menschen das Kádár-System in irgendeiner Weise restaurieren wollten: Sie trauern vielmehr ihrer Jugend, ihrem eigenen aktiven Leben nach, oder verleihen auf diesem Weg ihrer Ansicht Ausdruck, »dass sie diese bzw. dieses in einer verhältnismäßig sicheren Zeit erleben konnten, [...] was aber noch lange nicht heißt, dass sie je wieder die Leitartikel *Szabad Nép** am Arbeitsplatz kollektiv lesen und diskutieren wollten.«⁵ Es wäre also vollkommen verkehrt, zu glauben, dass »die Leute sich selbst in diese Zeit zurückwünschen würden.«⁶

Wichtig in Sachen Nostalgiewelle ist also allein der fortwährende kleinliche Vergleich zwischen der Kádár-Ära und der Gegenwart: Besonders dann, wann sich die einst Mächtigen und ihre servilen Diener an die – zumindest was ihren eigenen Lebensweg betrifft – ohne Zweifel ungetrübe und strahlende Vergangenheit erinnern. Dies demonstriert auch jener Intellektuelle deutlich, als er die Meinung vertritt, dass »die Kádár-Zeit im Allgemeinen von einer aufsteigenden Tendenz charakterisiert wurde«. Um dann eilig noch hinzuzufügen: »Heute, 1995, ist natürlich schon klar, dass dieser Prozess letztendlich, 1989, zum Kollaps führte. Aber jene, die an diesem Kollaps arbeiteten, können sich wohl kaum im Erfolg sonnen, verschlechtert sich doch die Situation des Landes seither sozusagen von Tag zu Tag.«⁷ Und wir müssen uns gar nicht mehr wundern, wenn ein weiterer Vertreter dieser Kaste meint: »Diese Goldene Zeit der Kultur und Kunst, die die 60er und 70er Jahre charakterisierte, [...] brachte tatsächlich Ungeheuerliches hervor – fast unabhängig davon, ob ein Kunstschaffender diese den Herrschenden verpflichtet, von ihnen unberührt oder in Opposition erlebte.« Sein letztes Verdikt lautet dementsprechend: »Aus der Sicht des nächsten Jahrtausends wird diese Epoche kulturhistorisch betrachtet aufgrund ihrer Produkte viel positiver erscheinen [...], als sie aufgrund der Beziehung der Intelligenz zu den Herrschenden bzw. aufgrund einer politisch-historischen Annäherung heute erscheinen mag.«⁸

Der Persilschein oder das historische Attest der offenen Apologie der Kádár-Epoche ist ja bereits vor einigen Jahren veröffentlicht worden: Der ehemalige Reformökonom der staatlichen Planungsbehörde Sándor Kopátsy wollte seine durchaus plebejisch orientierte Kollaboration, die aber letztlich nur technokratische Auswirkungen zeitigte, ideologisch mit einer Apotheose der Kádár-Zeit begründen, und präsentierte im Gefolge die Verwestlichung (Verbürgerlichung) des Landes gewissermaßen als die positive Leistung der mit der russischen Besetzung des Landes einhergehenden kommunistischen Herrschaft. Und er tat dies auf eine Weise, dass er die drei Jahrzehnte währende Herrschaft eines János Kádár unter den »sehr beschränkten Umständen der Zeit« als die einzig mögliche oder eher als die eigentlich beste politische Lösung darstellte.⁹ Ich gestatte mir anzumerken: Auch diese Auffassung ist natürlich ein eindeutiges Erbe der Kádár-Zeit, die seinerzeit u.a. in wissenschaftlichen Werkstätten als konkrete Anwendung der Modernisierungstheorie im Bereich der Soziologie und der Geschichtswissenschaften auftauchte (so z.B. in den Arbeiten eines Kálmán Kulcsár), bzw. als sich selbst bestätigender Slogan, zu dem man sich ganz offen bekannte (wie in der Reformzeitschrift *Új Tükör*, in ähnlichen zeitgenössischen Presseorganen oder in der Publizistik eines Sándor Fekete).*

Im Zusammenhang mit den Bestrebungen des mit den historischen Fakten recht großzügig umgehenden Pamphletverfassers Sándor Kopátsy, den Kádár-Kult irgendwie am Leben zu erhalten, bemerkte András Mink als Rezensent des Buches zu Recht, dass die Vorgangsweise des Autors es »ermögliche, dass jemand mit seinem Ich der Kádár-Zeit ohne Weiteres seinen Frieden finden kann, ohne sich mit jener Diktatur als politischer Einrichtung bzw. ihren Verbrechen identifizieren zu müssen, die die Revolution 1956 niederschlug.«¹⁰ Die angesprochene Einstellung suggeriere nämlich, dass es keine Schande gewesen sei, sich gegenüber dem Kádár-System loyal zu verhalten, da dieses eben die Ideen der (vom Autor des Pamphlets als Konterrevolution bezeichneten) Revolution 1956 realisiert, dabei aber

11 Szalai, Erzsébet: Az első választási kísérlet. A létezett szocializmus – és ami utána jön ... [Erster Versuch einer Antwort. Der Sozialismus, der einmal real war, und was danach kommt ...]. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó 2005, p. 85. Um eventuellen Missverständnissen gleich vorzubeugen, das exakte Zitat: »Die noch so eingeschränkte Individualität und limitierte Gemeinschaft des Sozialismus, der einmal real war, werden im Neokapitalismus zer schlagen.« (ibid., p. 87) D.h. das Kádár-System bot den Einzelnen und der Gemeinschaft mehr Freiheit, als uns die mit 1989 entstandene neue Zeit bietet. Dies ist also der gedankliche Hintergrund dieser Art von Nostalgie.

12 »Ha a csontváz ott marad a szekrényben«. Gespräch mit der Soziologin Éva Kovács und dem Psychologen Ferenc Erős. 2003, p. 5 (Zit. Ferenc Erős).

13 »Ma nincs fasiszta párt a parlamentben«. Bence Györggyel beszélget Novák Attila [»Heute gibt es keine faschistische Partei im Parlament.« Mit György Bence spricht Attila Novák]. In: Szombat v. 18./19.10.2005.

eben die übertriebenen und daher von vornherein undurchführbaren Forderungen übergangen habe.

Aber nicht nur die kollaborierenden oder aus dieser Kollaboration profitierenden Mitglieder der Elite halten die Vergangenheit für besonders erinnerungswürdig. Auch jenen Kreisen, die die gegenwärtigen gesellschaftlichen Einrichtungen von links kritisieren, den Gegnern des – so ihre Phraseologie – Neokapitalismus, ist die Pflege dieser, in der Nostalgie schwelgenden Sprechweise nicht gerade fremd. In den Augen der Soziologin, die die mit der Ökonomisierung einhergehende Individualisierung als schweren menschlichen und gesellschaftlichen Verlust bewertet, sei das Menschliche in den Zwangskollektiven und -horden der Kádár-Zeit noch immer wertvoller gewesen als die heutigen kläglichen Zustände. Laut diesen, fast schon ans Absurde grenzenden Gedankengängen, kann die von Zeit zu Zeit durchaus intime, angeblich auf tiefen Gefühlen beruhende Beziehung zwischen Spitzel und seinem Opfer so mit Fug und Recht den abscheulichen Schrecken der heute erfahrbaren Entfremdung entgegengestellt werden: Sogar das kádáristische Konstrukt der sozialistischen Arbeitsbrigaden steht noch immer über dem Grauen der Entfremdung, da sich unter der Oberfläche dieser Bewegung noch immer »eine wirkliche Solidarität, eine Verantwortung für die Gemeinschaft und im Rahmen all dessen der kulturelle Aufstieg« hätten finden lassen, auch dann, wenn das Ganze von den autoritären Machtverhältnissen des Kádár-Systems durchtränkt gewesen sei.¹¹ Und absolut nicht von der Absicht der Kritik am gegenwärtigen System getragen, formuliert der Sozialpsychologe Ferenc Erős sehr ähnlich: Die Kádár-Zeit sei »ein dichtes und verborgenes Netzwerk persönlicher Beziehungen«¹² gewesen.

Gerade unter Berufung auf dieses zuletzt zitierte Argument, lehnen auch einige ehemals von der Stasi observierte Menschen eine komplette Offenlegung der Spitzelakten ab:

Wenn jedermann in meinen Akten herumfingern kann, wird sich wohl unvermeidlicherweise herausstellen, was für unangenehme Bemerkungen ich über Freund und Feind gemacht habe, und überhaupt was ich für einen Schwachsinn manchmal daher geredet habe. Es war zwar sicherlich kein angenehmes Gefühl zu wissen, dass die Stasi lauscht, die Spitzel ihre Berichte abfassen, aber zumindest musste man keine Angst davor haben, dass jedermann seine Nase in private Angelegenheiten stecken konnte.¹³

Es kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, dass hinter der jüngsten juristischen Torpedoaktion (des Verfassungsgerichtshofs und des Ombudsmanns) gegen das Spitzelgesetz ebenso sehr der Wunsch des Schutzes der Privatsphäre steht wie im Falle der oben angeführten Privatmeinung. Sie stimmen auch darin überein, dass sie versuchen, der alltäglichen Praxis der Kádár-Zeit, die die Privatsphäre mit Füßen trat, ein für allemal einen Riegel vorzuschieben. Die Methode dafür ist das Vergessen sowohl der kleinen als auch der großen Untaten der Zeit, wenn man die (durchaus veröffentlichenbaren) Namen der Spitzel und ihre Schandtaten zu den zu wahren Geheimnissen zählt: Allein, damit wiederum legt man gerade dem freien öffentlichen Informationsfluss, der Durchsetzung des Selbstbestimmungsrechts im Bereich der Information ein unüberwindbares Hindernis in den Weg.

Das inzwischen schon ein Jahrzehnt währende Hin und Her um das Spitzelgesetz ist wohl ein eklatantes Beispiel bezüglich der unauflösbaren inneren Widersprüchlichkeit der Erinnerung an die Kádár-Zeit, aber auch bezüglich der sich darin offenbarenden tiefen Spaltung der ungarischen Gesellschaft. Die Unantastbarkeit der Privatsphäre, die jetzt gewissermaßen *rückwirkend* geltend gemacht wird und die das Prinzip der Informationsfreiheit verletzt, verspielt natürlich die Möglichkeit der restlosen Aufarbeitung der Erfahrungen in der Kádár-Zeit und konserviert damit auch die aus dieser Situation notwendigerweise resultierenden negativen und unangenehmen Empfindungen. Allein diese Methode des Vergessens kann auch keine Lösung mit sich bringen, da man ja *nur vergessen kann, was man schon einmal gewusst hat*, und was man bis jetzt nicht wusste (weil man es nicht wissen durfte), wird man auch im Weiteren nur verheimlichen können. Deshalb geht diese Form des Vergessens der Kádár-Zeit letztlich auch als Schuss nach hinten los: Anstatt, dass sie als eine abgeschlossene Vergangenheit (also als Geschichte) behandelt wird und damit als Befreiung von der schweren Last der Vergangenheit, sichert man ihr eine ständige Präsenz, eine Allgegenwart (und macht sie damit auch laufend politisch aktualisierbar). Diese Vorgangsweise konserviert zudem *volens nolens* gerade jenes Moment, das vielleicht

14 Fehér, Ferenc: Kadarism as the Model State of Krushchevism. In: Telos 40 (1979), p. 29.

15 Connerton, Paul: How Societies Remember. Cambridge: Cambridge UP 1989, pp. 72-105.

16 Ibid., p. 102.

das niederträchtigste des Systems war: das als Mikroherrschaftstechnik angewandte Informationsmonopol, das Fehlen einer Öffentlichkeit, die Herrschaft des Geheimnisvollen und die Oberherrschaft des Informellen.

Ferenc Fehér hat bereits vor einem Vierteljahrhundert folgende Ansicht vertreten:

Die einst zufälligen Methoden der Eliminierung gesellschaftlicher Konflikte entwickelten sich im Kádárismus zu einem ausgeklügelten und raffinierten System der Manipulation und Unterdrückung. Die Übereinkünfte wurden über halboffizielle geheime Vertreter geschlossen, niemals in Gegenwart offizieller Organe. Letztere erschienen ausschließlich dann vor der Öffentlichkeit, wenn solche Pakte bereits geschlossen waren, um sie auch formal zu sanktionieren.¹⁴

»In dieser Strategie«, fügt Fehér bewertend hinzu, »kommt wiederum nur der Macchiavellismus zum Tragen, weil sie *ab ovo* die Möglichkeit einer peinlichen Situation sowie des Protestes auch nur irgendeiner Öffentlichkeit ausschließt.« Es ist also dieses Erbe, das – wohl für eine beträchtliche Zeit – die dieser Tage auch gesetzlich verankerte Geheimniskrämerei prolongieren wird, was letztlich auch nicht erlauben wird, die kádáristischen Strukturen so vieler ungarischen Existenzen in ein besseres Fahrwasser zu manövrieren. Wenn es nämlich keine reale Möglichkeit des Vergessens gibt, dann gibt es auch keine Vorgangsweise, auch nur irgendjemanden seine einstigen Untaten zu verzeihen und damit wieder zur Tagesordnung zurückzukehren.

Die Frage lautet demnach: In welcher Form lebt nun die Kádár-Zeit fast schon ungestört in unserer jetzigen Welt weiter, sogar dann, da diese im Wesentlichen bereits vergessen scheint, weil kaum mehr ein Wort mehr über sie verloren wird? An diesem Punkt kommt uns jener, kaum in Evidenz gehaltene Begriff des kollektiven Gedächtnisses zu Hilfe, den die Kategorie des habituellen Erinnerns (*habitual memory*) in sich birgt.¹⁵ Neben der über die Praxis des Einschreibens am Leben gehaltenen Erinnerung, gewissermaßen parallel zu dieser, existiert ein weiteres Erinnern, und zwar in der Form, wie sie sich in körperlichen Praktiken äußert, denen im Bereich der Aufbewahrung und Lebendighaltung von Erinnerung wichtige Aufgaben zukommen. Es geht hier um die Praxis der Verkörperlichung (*incorporating*), die sich gewissermaßen als Gedächtnis des Körpers in den Sitten und Gebräuchen, in den unbewussten Verfahren einer habituellen Traditionsäußerung niederschlagen. Die Nachdrücklichkeit der Ohnmacht, die aus den Gewohnheiten, aus der Routine, aus der ständigen Wiederholung entspringt, sichert zweifelsohne dieser Art von Erinnerungsspeicherung und -pflege eine gewisse Beständigkeit. Der gesellschaftlich produzierte Körper, der metaphorisch gesehen gleichermaßen auch Ausdruck aller gesellschaftlich produzierten und mit der Zeit auch fixierten Handlungsformen (Strukturen) ist, lässt – noch viel beharrlicher als Worte oder Bilder – die Vergangenheit weiterleben. Gerade aus dieser Sicht wird bezüglich der Erinnerung an die Kádár-Zeit nach 1989 vielleicht das meiste erst noch zu entdecken sein.

Natürlich, die Erinnerung vom Typus *Verkörperlichung* (*incorporating*) kann – abweichend von jener des Typus *Einschreibung* (*inscribing*) – nicht als »objektiv« bezeichnet werden, da sie sich in performativer Weise zeigt und auch nur über diesem Weg zugänglich ist. Dies allein erschwert schon die Beobachtung (und Beschreibung), kann sie doch unreflektiert jenem Beobachter sehr leicht entgehen, der sich in seiner eigenen Umgebung so heimisch bewegt. Es ist also nicht einfach, diese Form der Erinnerung zum Gegenstand der kritischen Reflexion zu machen, zudem mit dem Ziel, sie in der Praxis auch noch zu überwinden. Hierin besteht dann auch die überaus große Bedeutung des habituellen Erinnerns als eines mnemonischen Systems, wobei das Geheimnis seiner zeitlichen Beständigkeit gilt: »Jede Gruppe überlässt [...] die Repräsentation jener Werte und Kategorien, die sie in erster Linie konservieren möchte, einem körperlichen Automatismus.«¹⁶ Oder: Infolge des aus der Ohnmacht resultierenden Bewahrens kann jedwede Version der Vergangenheit kraft der Macht der Gewohnheit pausenlos und ohne sonderliche Anstrengung jederzeit an die Oberfläche dringen.

Auch hier ist die Möglichkeit eines Wandels aber nicht von vornherein ausgeschlossen, die aber in der Regel mit dem Tod (mit dem Fall des Generationenwechsels) oder mit einer Inkongruenz einhergeht. Unter Letzteren ist zu verstehen, dass die gewohnheitsmäßige Erinnerung nach einer Zeit immer schlechter funktioniert, weil sie unter veränderten Voraussetzungen mit unerwünschten Konsequenzen einhergeht. Auch wenn im übrigen

17 Mihalicz, Csilla: Interjú Angelusz Róberttel a köztvélemény-kutatásról [Interview mit Róbert Angelusz über die Meinungsforschung]. In: BUKSZ 1 (2003), pp. 64-74.

nicht alles beim Alten bleibt, bezüglich der Vergangenheit setzt sich zumindest soviel immer durch, dass das tief internalisierte und noch »in Erinnerung gehaltene« (von den Mitgliedern der betroffenen Generation weiter am Leben gehaltene) habituelle Gedächtnis sich an die pausenlos sich verändernden und den Einzelnen (und die Gemeinschaft) umgebenden Verhältnisse durchaus anpassen kann.

Solche Fragen gehören aber in den Kompetenzbereich der politikwissenschaftlichen, soziologischen und anthropologischen Forschung, und wir sollten uns daher hier nicht allzu sehr in die Sache vertiefen. Signalisiert werden soll aber, wo und in welchem Sinn es durchaus lohnenswert wäre, nach den Spuren der habituellen Erinnerung an die Kádár-Zeit zu forschen. Während man dauernd die rätselhafte Frage nach dem Wahlverhalten stellt (und mit der Aura des Mysteriums umgibt), hat sich bis jetzt noch nie jemand die Frage gestellt, welche Rolle in der heutigen, neuen Phase der Individualisierung, in der an die Stelle der an Klasse und Schicht gebundenen politischen Kultur der dem Individuum angepasste selbstreferenzielle Rahmen tritt,¹⁷ jenen Motivationen zukommt, die sich aus dem habituellen Gedächtnis ergeben. In deren Zug kann natürlich ebenso jener Neigung eine Bedeutung zukommen, die sich unter den Umständen der kádáristischen Entpolitisierungsstrategie in uns internalisiert hat, wie auch der traditionellen Affinität bezüglich einer absoluten Autoritätshörigkeit. Wohl kaum zu entschlüsseln wird dabei sein, in welchem Ausmaß von einem habituellen Gedächtnis die Rede ist bzw. sein kann, die unmittelbar in der Kádár-Zeit wurzelt bzw. auf nachhaltigere Strukturen verweist, deren Entstehungsumstände, sei es in die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen bzw. bis in die Zeit eines breiteren, wenn auch noch nicht allgemeinen Wahlrecht zurückführbar sind.

Oder schauen wir uns nur die weiter oben schon erwähnte Frage des Geheimnisses an. Natürlich ist unbestreitbar, dass im gegenwärtigen Abschnitt der Entwicklung des Persönlichkeitsrechts die Privatsphäre streng abgegrenzt und mehr und mehr geschützt wird – zusammen mit den Verbotsbereichen bezüglich der Informationsfreiheit. Aber die mit dem Selbstbestimmungsrecht im Informationsbereich parallelen, ja diesem z.T. widersprechenden, aktuellen Entwicklungen, können auch nicht einfach weggeleugnet werden. Auch wenn wir tagtäglich erfahren müssen, dass in der Regel in der zwischen beiden laufenden Schlacht Letzteres als Verlierer hervorgeht, stellt sich trotzdem eine Frage: Spielt der Anteil des habituellen Gedächtnisses hier eine Rolle, oder könnte er zumindest eine spielen? Darüber hinaus müsste auch noch festgestellt werden, ob bei dieser Ausformung die Kádár-Zeit die Haupt- oder eventuell sogar die ausschließliche Quelle ist.

Für mich als Sozialwissenschaftler sagt natürlich jenes aktuelle Phänomen sehr viel aus, dass nämlich über die Frage des Privatvermögens inzwischen in Ungarn so schamhaft geschwiegen wird – was in der ungarischen Geschichte einzigartig ist. Der Grund dafür, dass im Jahrhundert vor dem Zweiten Weltkrieg die Wirtschaft beileibe nicht als Geheimnis galt, sondern vielmehr noch Gegenstand von Ruhm und Anerkennung war, ist nicht allein im Virilismus der lokalen Behörden zu suchen, denn Reichtum wurde damals als etwas erachtet, worüber auch die Öffentlichkeit in Kenntnis gesetzt werden sollte. Die Listen mit den Namen der größten Steuerzahler und der abgeführten Beträge wurden (auf ausdrücklichen Wunsch der Betroffenen) regelmäßig in den lokalen Zeitungen publiziert, ja in eigens produzierten Heftchen abgedruckt. Noch in den 30er Jahren konnte ein Statistiker ohne Weiteres im Budapester Finanzamt die Daten (Namen und Steuerbeträge) mehrerer tausend Steuerzahler kopieren, um sie dann in kleinen eigenständigen Heftchen mit dem Titel *Sprechende Zahlen* zu publizieren. Im Gegensatz dazu herrscht heute (auch) in diesem Bereich höchste Geheimhaltungsstufe, als wäre allein die Tatsache eines großen Vermögens bzw. der Art ihrer Entstehung etwas unbedingt Geheim zu Haltendes. Es stellt sich also die Frage, ob sich auf diesem Weg nicht jener verdächtige Status einer Tätigkeit an der Grenze zwischen legal und illegal, die von der Macht der Kádár-Zeit mit schamvollem Schweigen toleriert wurde, perpetuiert, obgleich – unter marktwirtschaftlichen Voraussetzungen – es zur natürlichsten Sache der Welt gehören müsste, dass es eben reiche Menschen und gewaltige Vermögen gibt.

So lange jener gesellschaftliche Status, der sich über Transaktionen auf einem freien Markt definiert, von dieser Form der Scham (die in Wirklichkeit nichts anderes als Geheimniskrämerei ist) umwölkt wird, gibt es keinen Grund dafür zu glauben, dass wir jene Kádár-Zeit hinter uns haben, die den Ethos der Gleichmacherei propagierte, ihn aber weder im ökonomischen noch im gesellschaftlichen Bereich je realisiert hat.

Ruhm und Schande der Kollaboration

18 Miért büszke Szabó István a
besúgóí múltjára [Warum István
Szabó auf seine Vergangenheit als
Spitzel stolz ist]. In: Magyar Hírlap v.
28.01.2006, p. 2f.

Ein ehrlicher Umgang mit der Vergangenheit stellt sich wiederholt immer dann ein, wenn gerade neuerlich wieder einmal ein ehemaliger Stasi-Agent enttarnt wird: In der Regel wird dann den Politikern vorgeworfen, dass sie seit mehr als anderthalb Jahrzehnten die juristische Frage der Zugänglichkeit entsprechender Dokumente auf die lange Bank schoben. Die Enthüllung der Stasi-Vergangenheit des Filmregisseurs István Szabó hat aber die ganze Frage in ein komplett anderes Licht gestellt. Die verschiedenen Erklärungen und Ausreden von István Szabó, des ehemaligen Spitzels, und nicht zuletzt der Zuwachs der mit ihm solidarischen Wortmeldungen zeigt aber sehr deutlich, dass nicht allein Politiker dafür verantwortlich sind, dass Geständnisse und Bekenntnisse über Verbrechen der Kádár-Zeit unterblieben sind. Es sei nur an die erste Reaktion Szabós auf den Vorwurf, ein Spitzel gewesen zu sein, erinnert: Die Arbeit bei der Staatssicherheit sei »die mutigste, tollkühnste Handlung« seines Lebens gewesen.¹⁸ Später veränderte er zwar diese zunächst etwas verblüffende Aussage, zog sie aber substantiell nie zurück. Und so stellte sich überhaupt nie das Problem, dass eine Arbeit für die Stasi an sich eine schändliche Sache sei, einerlei welcher Weg dazu geführt oder welcher sehr persönliche Grund einem dazu gezwungen hatte, zum Spitzel zu werden.

Dies alles würde vielleicht gar nicht der Rede wert sein, wenn Szabó zu alledem keine Unterstützung maßgeblicher intellektueller Kreise bekommen hätte, ja manchmal sogar auch noch von einigen einst von ihm Bespitzelten. Kaum waren einige Tage, nachdem der Skandal ausgebrochen war, vergangen, wurde bereits eine mit fast hundert oder sogar mehr Unterschriften von Intellektuellen versehene Solidaritätserklärung veröffentlicht, die erklärtermaßen dazu diente, Szabó von etwaigen Gewissensbissen wegen einiger seiner Untaten in der Vergangenheit zu entlasten.

Dazu gab es natürlich eine Vorgeschichte, hatte doch ein früherer Fall bereits eine kleine Vorschau auf das Kommende geboten: Auch der ehemalige Theaterkritiker der *Népszabadság* hatte ja keine besondere moralische Bestürzung, schon gar nicht Bedauern wegen seiner Schandtaten in der Vergangenheit gezeigt – und so dachte er natürlich nicht im Geringsten daran, die von ihm einst Bespitzelten um Verzeihung zu bitten. Der Fall István Szabós machte aber offensichtlich, dass es dabei um viel mehr geht, als um irgendwelche politischen Schelmenspiele als Folge dessen, dass die ganze Frage der ehemaligen Stasi und Stasi-Spitzel gesetzlich einfach nicht geregelt ist. Nicht nur die Gesetzesmacher, auch die sie ins Parlament delegierenden WählerInnen (zumindest ein beträchtlicher Teil von ihnen) möchten nichts von unseren einstigen Schandtaten wissen. Warum? Es ist meine Überzeugung, dass der Begriff der Kollaboration jenes Schlüsselwort sein kann, das uns hilft, eine Antwort auf diese Frage zu finden.

Selbst das schrecklichste – totalitäre – Unterdrückungssystem kann nicht auf eine gewisse Zusammenarbeit mit den Untergegebenen verzichten. Ganz besonders gilt dies für den Fall verhältnismäßig lang anhaltender politischer Einrichtungen, die schon aus diesem Grund Unterdrückungsmaßnahmen (staatlichen Terror) unterschiedlicher Intensität anwenden – eben wie das Kádár-System.

Der Begriff der Kollaboration wird im Folgenden in seinem engen Sinn angewandt, mit dessen Hilfe einzig und allein die Zusammenarbeit »der Gesellschaft« mit der Macht beschrieben wird, die vielerlei Formen annehmen kann. Nicht in den Begriff integriert ist die Bereitschaft zu einer engen Kooperation der lokalen Elite mit der sowjetischen Herrschaftselite, obschon der Begriff ursprünglich auf eine solche Beziehung verwies (Marschall Pétain war ja einer der ersten als Kollaborateur bezeichneten europäischen Politiker).

Es liegt wohl auf der Hand, dass es unterschiedliche Stufen der Zusammenarbeit, der Kollaboration mit der repressiven Macht geben kann, in welcher Form auch immer. Aktiv und tätig trägt schon jemand dadurch zur täglichen Reproduktion des Systems bei, wenn er als »friedlicher« Bürger sein Leben lebt, anstatt pausenlos gegen die Unterdrückung zu rebellieren. Diese Form der Kollaboration ist natürlich Lichtjahre entfernt von der Kooperationsbereitschaft jener Hunderttausende, die als einfache Parteimitglieder (aber nicht als Teil der parteistaatlichen Elite) der Legitimierung des Systems eine helfende Hand boten. Und natürlich gab es in beträchtlicher Zahl (die wir heute nicht einmal einschätzen können) auch solche, die das Funktionieren des Systems so unterstützten, indem sie als eingebundene Agenten der Macht jederzeit zur Verfügung standen.

19 Goudsblom, Johan: Het regime van de tijd. Amsterdam: Meulenhoff 1997.

Diese ganz eigentümliche Kollaboration Letzterer wird – aus der Logik der staatspolizeilichen Aufgabe resultierend – solange nebulös bleiben, bis das (auch) von ihnen aufrecht erhaltene politische Regime endgültig kollabiert, und bis sich die Nachwelt nicht dazu aufrafft, alle diese Geheimnisse restlos aufzudecken. Natürlich geschieht dies nur dann, wenn die Gesellschaft überhaupt das Bedürfnis hat, endlich zu erfahren, in welcher Form jeder Einzelne selbst damals zum geschmierten Funktionieren des gehassten, mit der Zeit mehr und mehr gewohnten (nicht selten auch geliebten), im nachhinein natürlich kategorisch verurteilten und verachteten Systems beigetragen hat.

Durchaus ernst zu nehmende Kräfte können aber auch dahingehend wirken, dass niemand von denen, die die Vergangenheit aktive mitgestaltet haben, die längst vergangenen Verbrechen auf sich nimmt. Wenn aber eine öffentliche Bilanzierung unterbleibt – wie dies in der friedlichen und auf einem Kompromiss beruhenden Wende von 1989 geschehen ist –, werden auch jene, von denen auch in aller Öffentlichkeit zu wissen ist, welche Rolle sie tatsächlich in der Aufrechterhaltung des Systems gespielt haben, ihre eigenen Untaten nicht im eigenen Gedächtnis bewahren. Sie müssen sich nicht mehr an ihre Verbrechen erinnern, weil es niemanden gibt, der sie daran erinnern würde.

Es gibt zahlreiche Beispiele dafür, wie die politisch-ideologische (meistens wissenschaftliche) Elite der Kádár-Zeit bis heute unbehelligt die Anerkennung der Allgemeinheit genießt. In diesem Zeichen konnte vor kurzem jene Person eine hohe staatliche Auszeichnung entgegennehmen, die wissenschaftlich gesehen zwar nicht unbedeutend war, aber dennoch ihr ganzes Leben (vor 1989) – hohe staatliche Posten einnehmend – einer Wissenschafts- und Kulturpolitik widmete, die der Durchsetzung der ideologischen Macht des Kommunismus diente. Und infolge dessen konnte – dank einer wissenschaftlichen Körperschaft – auch jener führende Apparatschik der Kádár-Zeit, der einen Löwenanteil an der Verfolgung jener WissenschaftlerInnen hatte, die man der ideologischen Abweichung beschuldigte, jenen Preis erhalten, der nach dem einst verfolgten Begründer einer politischen Theorie benannt ist. Und diese Reihe könnte man wohl noch lange fortsetzen.

Danach kann man sich wohl kaum mehr wundern, dass sich Vergessen breit macht, wo man doch nicht nur mehr über sie, sondern eben gerade auch über uns alle sprechen müsste, als jene, die einstmals das verbrecherische System funktionieren ließen. Warum müsste sich auch nur irgendjemand schämen, dass er gerade einmal das Minimum im Sinne der Aufrechterhaltung des Systems beigetragen hat, wenn sich sogar die echten Kollaborateure (die Mitglieder der herrschenden Elite) für ihren Beitrag nicht schämen müssen. Wenn sie auf diese Weise ihrer Pflicht zur Scham entbunden werden, mit welchem Recht kann man dann ein Schamgefühl von jenen einfordern, die einst nur ganz kleine Vergehen verübt hatten? Die Antwort ergibt sich, denke ich, wohl von selbst.

Dieses letztere Argument taucht häufig auf, wenn zur versteckten Verteidigung eines gerade frisch aufgeflogenen ehemaligen Spitzels die Frage formuliert wird: Warum wird gerade er oder sie bloßgestellt, anstatt dass man dies mit dem vorgesetzten Offizier, den Mitarbeitern des Sicherheitsapparats (der Geheimpolizei) macht? Wenn sich jemand wirklich schämen müsste, dann sei es eben nicht (oder nicht in erster Linie) der Spitzel, der im festen Würgegriff der Macht stand, sondern alle anderen, die ihn zu dieser ehrlosen Aufgabe gezwungen hätten. Allein, die Situation ist wohl etwas komplizierter.

Zuallererst schämen sich die Vertreter des Machtapparates des *ancien régime* nicht unbedingt dafür, was sie in der Vergangenheit alles verübt haben, weil es ihre damalige (und oft bis heute vertretene) Ansicht war (und ist), dass sie sich absolut richtig verhalten hätten. Zudem haben sie diese Arbeit sogar öffentlich ausgeführt, sie war eben ihr Broterwerb gewesen. Ganz anders verhält es sich aber bei jenen, deren Tätigkeit nicht im geringsten öffentlich gewesen und zum Großteil bis heute unbekannt geblieben ist.

Zweitens geht die Scham, d.h. das »Zugeben« dessen, dass den Betreffenden ein gerechtes Urteil erteilt hat, mit jener vorübergehenden Konsequenz einher, dass jener, der sich zu schämen hat, das Urteil der anderen über ihn akzeptiert. Er akzeptiert es, leidet aber natürlich darunter. Deshalb bezeichnen auch einige Soziologen die Scham als *sozialen Schmerz*, der natürlich auch dem Individuum die Möglichkeit der Genesung, Läuterung bietet. In der gegebenen Situation ist »die Person nämlich auf sich selbst angewiesen. Bleibt für einen Moment völlig allein, und kann in dieser Isolation gewissermaßen in sich selbst gehen.«¹⁹ Allein und ausschließlich derjenige ist bereit, das Urteil, das die Scham auslöst, und das damit einhergehende Leiden zu akzeptieren, der vom Bösen seiner einstigen Tat überzeugt

20 Jakab, Elek: A bécsi titkos rend-
 őrség befolyása Magyarország
 belügyeire [Der Einfluss der Wiener
 Geheimpolizei auf die inneren
 Angelegenheiten Ungarns]. In:
 Hazánk 3 (1885), p. 47; zur Iden-
 tifizierung der Person des Spitzels
 cf. Pajkossy, Gábor: Toldy Ferenc
 pályaképe [Zur Karriere Ferenc
 Toldys]. In: Erdődy, Gábor/Hermann,
 Róbert (Hg.): Magyarhontól az
 Újvilágig. Emlékkönyv Urbán Aladár
 ötvenéves tanári jubileumára.
 Budapest: ELTE 2002, p. 180, p. 198.
 Auf den Artikel von Elek Jakab hat
 Gábor Pajkossy mich aufmerksam
 gemacht, womit ich ihm auf diesem
 Weg danken möchte.

21 Jakab 1885, p. 25.

ist: Er muss es sogar sein. Der Stasi-Offizier ist auch heute sicherlich nicht von diesem seelischen Zustand geprägt, hat er doch in der Vergangenheit seine staats-sicherheitslichen Dienste gewiss unberührt von einem Gefühl von Schuld ausgeführt – ganz im Gegensatz zu den von ihm geführten kleinen Spitzeln. Eine einzige Frage bleibt aber noch immer unbeantwortet: Worin besteht denn der kollaborative Charakter der Tätigkeit des Spitzels?

Der Spitzel ist eine alltägliche, unseren eigenen engsten Kreisen entstammende Person, durch die die Macht in jene Privatsphäre eindringt, der sie mit bloßen Zwangsmitteln nicht einmal in die Nähe kommen würde – und wodurch sie beliebig das Leben des Einzelnen als Ganzes regulieren kann. Die sich in einer Spitzeltätigkeit ausdrückende Praxis der Kollaboration ist mit Sicherheit die niederträchtigste Art und Weise der Durchsetzung der Tyrannei. Denn: Der Spitzel aus unserer unmittelbaren Umgebung, an den wir uns mit bedingungslosem Vertrauen mit den kleinen und großen Problemen unseres täglichen Lebens wenden, liefert uns ohne unser Wissen (und gegen unseren Willen) an jene Herrschaft aus, die uns nur Böses will. Und in diesem Fall zählt auch nicht, ob diese Spitzelarbeit mit Begeisterung (übereifrig, ja mit der erklärten Absicht zu schaden) oder würgend (mit Mimikry gepaart, als ob man gezwungen worden wäre, Informationen zu liefern) erfolgt, denn Wille und Denken der Spitzel sind mit den Gedankengängen der Macht nicht unbedingt kongruent. Wer kann schon wissen, welche Bedeutung und Bedeutsamkeit einem als vollkommen belanglos oder nebensächlich erachteten Bericht, einmal in die Hände der Macht geraten, zukommt, wozu dieser verwendet wird, gegen wen diese wertvolle Information gewendet wird und wann dies geschieht. In Klammern sei angemerkt: Eben dieser Umstand macht jede – auch die bei István Szabó aufkommende – (über alle Maßen naive) Erklärung bedeutungslos, nach der man mit der Spitzeltätigkeit eigentlich Freunde vor Retorsionsmaßnahmen schützen wollte, gewissermaßen so, dass man die politische Polizei dabei an der Nase herumführte. Auch dieses Erklärungsschema hat übrigens inzwischen eine recht lange Tradition: Denken wir doch nur daran, wie Elek Jakab, nachdem zum allerersten Mal eine vergleichbare, allein inzwischen historische Spitzeltätigkeit – dank Gábor Pajkossy – aufgefliegen war, dieses Schema – die Berichte des von ihm nie namentlich genannten großen ungarischen Dichters des 19. Jahrhunderts Ferenc (Schedel) Toldy bewertend – in eine sprachliche Form goss: »Eine tiefe Einsicht, ehrliche Absichten und ein echter guter Wille (!) bewegten die Feder dieses Informanten!«²⁰

Die in der Arbeit des Spitzels verkörperte Kollaboration ist wohl die niederträchtigste aller Kollaborationsformen, da es sich um einen Fall des Verrats handelt, der im Geheimen bleibt (und auch durch die Bank geheim gehalten wird). Der Spitzel kann in der Zeit jenes Systems, das ihn als solchen operieren lässt, *ab ovo* nicht auffliegen, und kann auch danach mit Fug und Recht hoffen, nie wirklich enttarnt zu werden; demnach ist er niemals mit der gesellschaftlichen Resonanz auf seinen Verrat konfrontiert, wird er doch nie angehalten, sich in irgendeiner Form für irgendetwas schämen zu müssen. Zumindest derjenige, der den Verrat von Ferenc Toldy auffliegen ließ, wusste dies zumindest noch dezidiert, als er erklärte: »Allein aus diesem Grund wird in unserer Geschichte der Verrat so schwarz gezeichnet, deshalb belasten unsere Gesetze die anonymen Absender, deshalb stigmatisiert die öffentliche Meinung manche ungarischen Regierenden oder dem Hof ergebenen Personen, von denen sich herausstellte, dass sie in Worten oder in Schrift« Spitzel gewesen waren.²¹ Geraten die Geheimnisse eines Spitzels ans Tageslicht, so ist das unvermeidliche Schicksal des Betroffenen die öffentliche Scham – eine normale Vorgangsweise der Sühne des Spitzels.

Heute scheint aber die Enthüllung der Spitzelvergangenheit István Szabós den ganzen Mechanismus der Buße in eine neue Richtung zu lenken. Szabó wies – in seiner allerersten Reaktion – seine ganze Tätigkeit als Spitzel als eine Art Ehre aus, als etwas, worauf er mit Recht »stolz sein kann«. Die sich zur Verteidigung des Regisseurs rasch formierende Solidaritätsbewegung stellte letztlich die Frage: Mit welchem Recht kann nur irgendjemand dem weltbekannten Künstler seine längst in Vergessenheit geratene – und im Falle Szabós sogar durchaus vernachlässigenswerten – (Un)Taten vorwerfen? Dass ein späteres Bekanntwerden der Spitzeltätigkeit nun nicht mehr eine automatisch folgende Scham des Betroffenen auslöst, ja mehr noch: sogar seinem Ruhm und seiner Ehre zu dienen beginnt (oder zumindest die Empathie der Gemeinschaft gegenüber ihm noch steigert), ist ohne Zweifel ein ungewöhnlicher und irritierender Vorfall, der einer neuerlichen Erklärung bedarf.

* Ministerpräsident Péter Medgyessy wurde kurz nach seiner Wahl im Frühling 2002 nachgewiesen, in den 1970er Jahren unter der Tarnbezeichnung D-209 im Dienste des ungarischen (Auslands-)Geheimdienstes gestanden zu haben.

Zuallererst wäre natürlich der Ausnahmestatus der in der Sache betroffenen Person zu erwähnen – als ein Umstand, der entscheidend dazu beitrug, dass die Sache schließlich eine solche Wendung nahm. Nie zuvor war (nach 1989) einem so bekannten und anerkannten Bürger, der zumindest in Ungarn als eine emblematische kulturelle Persönlichkeit gilt, eine Spitzeltätigkeit so konkret nachgewiesen worden. (Der Fall Medgyessy war allein schon insofern anders, als dieser bereits früher in den Werkstätten der Macht seine Kollaborationstätigkeit realisiert hatte).* Szabós Fall führte daher zu einem nur schwer zu überwindenden Schock, der nicht im Entferntesten mit der Enttarnung der Spitzelvergangenheiten des Fußballers, des Bankiers, des Theaterkritikers oder des Sportreporters vergleichbar ist. Deshalb geriet auch jenes Argument, das dazu berufen sein sollte, die Folgen der mit der Enthüllung einhergehenden Scham abzuwenden, letztlich so stark in den Vordergrund: Demnach würden die unbestrittenen Leistungen seines späteren Lebenswegs, zu denen man nur hinaufblicken könne, seine jugendlichen Verfehlungen null und nichtig machen. In diesem Zeichen konnte man so schließlich die auf das Schwerste gefährdete nationale Ehre retten, die dadurch, dass der (gemeinsam mit Ferenc Rófusz) einzige ungarische Oscar-Preisträger zu einem einfachen Spitzel degradiert worden war, kurzfristig schwer ramponiert dastand. Allein und nur dies steht hinter den Ausrufen »Wir lassen uns doch unseren großen ungarischen Kulturschaffenden nicht von irgendwelchen untalentierten Niemanden in den Schmutz ziehen«, den ein ausgerasteter Schauspieler in Verteidigung von Szabó vor laufenden Kameras von sich gab.

Neben dem gerade erwähnten gewichtigen Einsatz der nationalen Identität steht aber noch ein weiteres, ein wenig partikuläreres Identitätsproblem, das in erster Linie Szabós Zeitgenossen (hauptsächlich die mit ihm gleichaltrigen Filmschaffenden) betrifft, eingeschlossen jene, über die der spätere Regisseur des *Mephisto* einige nicht gerade schmeichelnde Berichte verfasst hat. Ihre sich gegenüber dem enttarnten Spitzel äußernde Empathie sowie ihr heißer Wunsch, ihren Schützling von jedweder Verpflichtung für ein Schuldgefühl zu entheben, wurzelt in ihrer Lebenserfahrung als Kollaborateure (was sich ja nicht unbedingt in einer Spitzeltätigkeit äußern muss), in der dadurch geformten persönlichen Identität. Das von uns allen so oft gehörte Argument, wonach die heutige Generation ja gar nicht mehr wissen könnte, wie das Leben damals gewesen sei, und wie wenig es tatsächlich eine echte Wahlmöglichkeit zwischen der Art und Weise und dem Ausmaß der Kooperation gegeben habe, rührt aus dieser gemeinsamen Erfahrungsquelle. Die sich auch diesmal anbietende Erklärung, es habe »keine wirkliche Entscheidungsalternative gegeben« ließ natürlich auch Szabó nicht ganz unausgebeutet, als er in der TV-Sendung *Die Freiheit der Rede* zu Wort kam. So findet der Spitzel verständnisvolle Partner in allen jenen, die zwar keine Spitzelberichte über ihre Freunde, Kollegen oder Geliebten verfassten, gleichzeitig aber auf dieser oder jener Ebene der Kollaboration doch auch das Ihrige taten, damit das System wie geschmiert weiterlaufen konnte.

Die Unterschlagung des entstehenden Schamgefühls und der Umstand, dass den Spitzelvergangenheiten im Nachhinein eine neue Bedeutung zugewiesen wird, zwingt uns, zahlreiche erschreckende Schlussfolgerungen zu ziehen. Erstens müssen wir beachten, dass mehr und mehr ein kategorischer Unterschied zwischen Spitzel und Spitzel gemacht wird, und zwar auf der Grundlage, wer welche Leistungen über seine Spitzeltätigkeit hinausgehend aufweisen kann. So ist jener frühere Spitzel, der Schönes und Großes geschaffen hat, und damit seinem Volk und seiner Nation häufig Anlass zu Stolz bot, offensichtlich mehr Wert, als seine so viele in der Kleinlichkeit irgendwo stecken gebliebenen Kollegen. Dementsprechend könnte unter den ehemaligen und später enttarnten Spitzeln bald eine neue Hierarchie entstehen, in der dann unter Einrechnung der nachträglichen Verdienste letztlich feststellbar sein wird, wer, wie viel Schamgefühl zu produzieren hat, bzw. umgekehrt – wem das Privileg zusteht, dass ihm sogar als Stasi-Spitzel eigentlich nur Ruhm und Ehre gebühre.

Die begriffliche Relativierung (und moralische Veredelung) jener Kollaboration, die sich in der Spitzeltätigkeit manifestiert, und die beginnt, die Beurteilung der individuellen und kollektiven Verbrechen der Vergangenheit an die – in sich selbst durchaus legitimen – Ziele unserer nationalen und individuellen Selbstachtung anzupassen, wirft uns schon jetzt ein Bild einer moralischen Öde der gemeinsamen Zukunft voraus, das wohl keiner von uns vollen Herzens als das Seine erachten kann: Denn man kann über das einstige, erst jetzt bekannt gewordene Verbrechen wirklich in ganz anderen Kategorien denken als über die aktuellen Manifestationen von Untaten? Und kann man, ohne dabei unser

moralisches Gewissen ernsthaft auf die Probe zu stellen, tatsächlich deklamieren, dass Charakterschwäche Ruhm und Ehre hervorbringe, wenn sie sich mit einem uns lieben (und auch in anderer Hinsicht herausragenden) Menschen paart, aber einer gänzlich anderen Beurteilung unterliege, wenn sie das Attribut eines uns eher gleichgültigen und im Besonderen auch nicht sonderlich wertvollen (schaffenden) Menschen war. Ist das nicht ein gefährliches Spiel mit dem Begriff des Verbrechens und mit der differenzierten, von Fall zu Fall unterschiedlichen Anwendung moralischer Maßstäbe?

Wenn der gesellschaftliche Umgang und die Praxis der öffentlichen Präsentation der Spitzelfälle weiter in diese Richtung geht, können wir wohl kaum hoffen, in absehbarer Zeit jenem moralischen Sumpf entkommen zu können, der mit den Machinationen der Macht in der Kádár-Zeit laufend einherging. Auch dieser Fall bestärkt mit gewichtigen Argumenten nur die Richtigkeit des zu Beginn dieses Kapitels ausgeführten Standpunkts, wonach die tatsächlich längst vergessenswerte und auch durchaus vergessbare Kádár-Zeit uns eigentlich noch immer verfolgt, während wir (oder zumindest sehr viele) verkrampft und immer entschiedener das uns alle an diese Zeit fesselnde Gestrück endlich durchschneiden wollen.



Dr. habil. Gábor Gyáni, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für Geschichte an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften. Forschungsschwerpunkte: Stadt- und Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhundert, Theorie und Methodologie der Historiografie.
Kontakt: ggyani@tti.hu